

»Kuba bietet US-Amerikanern Hilfe«

Zum Medizinstudium nach Havanna – Erfahrungen mit dem Leben in einem unbekanntem Land. Und mit den Vorurteilen dem kubanischen Sozialismus gegenüber. Ein Interview mit Cassandra G

Interview: Kaloíán Santos Cabrera

Kaloíán Santos Cabrera, Havanna, arbeitet für die kubanische Jugendzeitung Juventud Rebelde

Die 31jährige US-Amerikanerin Cassandra G. ist stolz auf ihre Herkunft. Barbara, ihre Mutter, ist Kubanerin und kam mit acht Jahren in die USA. Ihr Vater, Patrick, ist US-Amerikaner, »ein sehr guter Mensch«, der sich an der Universität in ihre Mutter verliebte. Gemeinsam gründeten sie eine Familie, in der Cassandra die Älteste von drei Schwestern ist.

Cassandra lebte eine Zeitlang unter Kubanern in einem Viertel von Hialeah, einem Bezirk von Miami. Sie ging dann nach Chicago, um an der dortigen Universität Englisch zu studieren und arbeitete schließlich in ihrem Beruf als Lehrerin für behinderte Kinder. Dann bot ihr die US-Organisation »Pastoren für den Frieden« die Gelegenheit, die Lateinamerikanische Medizinschule (ELAM) zu besuchen. Seit September 2008 studiert Cassandra in Havanna.

Wann waren sie das erste Mal in Kuba, und welche Erinnerungen haben Sie daran?

Es war 1996, bevor ich an die Universität ging. Ich wollte meine Familie kennenlernen, die in Cumanayagua bei Cienfuegos wohnt. Ich erinnere mich daran, mit welchem Stolz meine Cousinen und Cousins von ihrer Ausbildung redeten, oder wie sich die Kinder abends in voller Sicherheit noch auf dem Spielplatz tummelten. Mich beeindruckte auch der Grad der Solidarität und Aufgeschlossenheit der Menschen trotz der wirtschaftlichen Härte jener Jahre. Niemals werde ich vergessen, wie die Kubaner das wenige, was sie hatten, mit uns teilten.

Jener erste Besuch – ich war damals 18 Jahre alt – veränderte mein soziales Bewußtsein. Bei der Rückkehr in mein Land war ich eine andere Person. Dann kam ich 2006 wieder auf Besuch nach Kuba und 2008 zum Studium.

Was denken Ihrer Meinung nach die jungen US-Amerikaner aus Ihrer Umgebung über Kuba?

Ich lebte in Hialeah, ein Ort, dessen Bewohner fast ausnahmslos Kubaner sind. Viele kamen als Bootsflüchtlinge in der Zeit des Kalten Krieges, und ihre Eltern erzählten so Sachen wie: »Der Kommunismus läßt die Kinder verschwinden, um aus ihnen Büchsenfleisch zu machen.« Und das haben ihre Kinder natürlich dann übernommen.

In den USA gibt es Jugendliche, die immer noch mit der Politik der Großmutter im Kopf leben und die Realität wegen der starken Hetze gegen Kuba, die von Miami aus betrieben wird, nicht wahrnehmen wollen. Aber ich muß auch sagen, daß eine Menge Leute meiner Generation das Denken ihrer Eltern überwunden haben. Es gibt viele junge US-Amerikaner, die sich heute für Kuba interessieren. Manche Nachkommen von Kubanern haben auf eigene

Initiative hier ihre Wurzeln gesucht.

Wie läßt sich dieser Wandel im Denken erklären?

Die Leute suchen nach mehr Informationen, als sie in unseren Medien finden. Zudem glaube ich, daß sie keinen Haß auf die Revolution zu fühlen brauchen, zumal viele von ihnen in den USA als Lateinamerikaner angesehen werden und Diskriminierungen in ihrem eigenen Land ausgesetzt sind. Während Kuba dem US-amerikanischen Volk Hilfe anbietet – wie Studienplätze etwa.

Was denkt man so angesichts der antikubanischen Kommentare?

Auch wenn mein Vater US-Amerikaner ist, sind meine Schwestern und ich eher kubanisch erzogen worden. Und obwohl meine Mutter schon als Kind in die USA kam, sprach sie mit viel Liebe von ihren Erinnerungen. So erschienen mir viele dieser Kommentare absurd. Trotzdem wollte ich natürlich die Realität auf Kuba mit eigenen Augen sehen.

Warum haben Sie sich entschlossen, Medizin zu studieren, obwohl sie ja bereits Lehrerin waren?

Es gibt viel Leid auf der Erde. Einen Teil der Schuld trifft verschiedene Regierungen meines Landes. Dabei gibt es auch in den USA eine Menge Armut und Diskriminierung. Das hat nicht einmal mit der aktuellen Wirtschaftskrise zu tun. Ich glaube, daß die Verhältnisse zu ändern sind. Darum begann ich zu arbeiten. Aber irgendwann merkte ich, daß ich außerhalb dieses Systems studieren muß, um dann zurückzukehren. Dieser Ort war Kuba. Darum bin ich hier und studiere Medizin. Arzt zu sein ist ein Beruf, in dem ich nicht nur meinem Volk, sondern auch jedem anderen helfen kann.

Wie sieht Ihr Alltag aus?



Cassandra

Wenn ich etwas Freizeit neben dem Studium habe, fahre ich nach Cienfuegos zu meiner Familie oder bummle durch Havanna. Ich habe auch lateinamerikanische Freunde und tausche Erfahrungen mit ihnen aus. Und ich bin viel mit den Kubanern zusammen. Ein Witz ist immer, wenn ich sage, ich bin aus Hialeah: »Mach dir keine Sorgen, Chica, du bist Kubanerin. Hialeah ist wie unser Marianao, nur ohne Lebensmittelkarten.«

Ich versuche, auch Zeit zum Lesen zu finden, und habe Neues entdeckt durch spanischsprachige Texte – über Feminismus, über den Che. Ich fand Werke von Autoren, die in meinem Land völlig unbekannt sind, wie einiges von Noam Chomsky und Reden von

Malcolm X.

Noch etwas macht mich sehr glücklich: die kulturelle Vielfalt der Literatur für die kubanischen Kinder nämlich. Jetzt lese ich gerade El Principito, Der kleine Prinz, den ich als Mädchen auf englisch kennengelernt hatte; und auch einige Comics von hier über die verschiedenen Kulturen der Welt.

Was meinen sie zur kubanischen Musik?

Sie gefällt mir sehr! Ich höre Trova, Hip Hop, Reggaeton, Salsa. Aber es fällt mir sehr schwer, tanzen zu lernen.

Bald ist das Semester zu Ende. Was liegt in den Ferien an?

Mit ein paar Studienfreunden bereiten wir eine Ärztebrigade vor, um in den Siedlungen der Urbevölkerung meines Landes zu arbeiten.

Eine sehr interessante Idee.

Eine Gruppe aus dem Südosten der USA besuchte uns in der ELAM. Sie machen Sozialarbeit mit den Urvölkern meines Landes. Das geschieht auch in Siedlungen lateinamerikanischer Einwanderer in den Gebieten von Arizona, Texas, Neu Mexiko... Sie helfen bei der Arbeitssuche, in juristischen Dingen und bei der Krankenpflege. Das regte uns an, eine Ärztebrigade zu bilden.

Wie sieht der Plan aus?

Die Brigade gibt es bereits. Ihr gehören etwa 15 Leute an. Wir wollen Verbindungen mit Ärzten aufnehmen, die in den betreffenden Gemeinden arbeiten und ihnen unsere Hilfe anbieten. Es sind Spezialisten, die sich wirklich ihrem Volk widmen. Wir wollen von ihnen lernen, und sie sind wiederum daran interessiert, durch uns vom kubanischen Gesundheitssystem zu lernen.

Das ist auch eine Gelegenheit, mit den Einwohnern zusammen zu sein. Da gibt es vieles zu kommunizieren, denke ich. In jenen Gegenden ist das Projekt ELAM so gut wie unbekannt, und auch, daß ein Land existiert wie Kuba, wo Gesundheit ein Menschenrecht ist. Unser Traum ist, ein Netz von ethisch orientierten Ärzten in den USA aufzubauen.